

9)

Alltagsleute.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der Justizrath fuhr empor, Abraham stand in der offenen Thür, das Gesicht leichenblau. Mennechen stieß den niedrigsten kleinen Schrei aus und sprang von ihrem Sitze auf, aber blitzschnell hatte der Anwalt sich gefaßt, griff nach ihrer Hand und zog sie an sich. Der Junge hatte die verfängliche Situation gesehen, da konnte ein Versteckenspiel die Sache nur verschlimmern.

„Tritt näher, Abraham,“ sagte er, „schließ die Thür. Dieses Mädchen ist mir lieb und theuer, Abraham, und ich bitte Dich, ihr fortan nicht mehr als einer Fremden zu begegnen.“

Mennechen verbarg ihren Kopf mit unnachahmlicher Grazie an des Justizrathes Brust; ihr war, als ob tausend kleine Engel ringsherum musizirten.

Abraham antwortete nicht.

Der Justizrath kam jedoch nicht aus der Fassung, obwohl er jeden Augenblick mehr fühlte, daß diese Situation eine heillose, schauerhafte war. Viele Leute haben dann eine wunderbare Gabe, immer noch leidlich vernünftig zu reden und so zum wenigsten den Schein zu erwecken, als ob die momentane Lage sie mehr ehre, als schädige.

„Du weißt, mein lieber Abraham,“ fuhr also der Anwalt fort. „daß eine eigenthümliche Fügung mich, ich will nicht sagen zum Lebensretter, aber doch zum Schützer dieses Mädchens gemacht hat, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich zeitweilig meine Hand von ihr nicht abziehen werde.“

Abraham stand immer noch regungslos, und dieses heimtückische Benehmen brachte seinen Vater allmählig in Zorn. Indessen beherrschte er sich noch einmal und wandte jetzt seine Rede zu Mennechen.

„Du warst heimathlos und ausgestoßen, sei versichert, mein armes Mennechen, daß in meinem Hause Dir immer ein Platz gehört. Und mehr als das: eine Stelle in meinem Herzen.“

Abraham rührte sich nicht. Nur seine Augen waren auf den Vater gerichtet, und in dem fahlen Gesicht standen sie unheimlich, unbeweglich, beinahe ohne Ausdruck.

Da kochte es denn doch in dem Anwalt über. Zum Teufel, war er Herr im Hause oder wer sonst?! Wollte dieser Junge ihm Vorschriften machen oder was?! Er ließ das Mädchen los und war mit zwei, drei Schritten vor seinem Sohn.

„Was willst Du? Was soll das?!“

Die ganze Wuth einer verhehlten Komödie, einer kindischen Demüthigung lag in den zwei Worten.

Abraham fuhr auf wie einer, der mit offenen Augen geschlafen hat und wach wird.

„Es ist nur,“ sagte er tonlos, „ich kam nur — Du möchtest zu Eva kommen!“

„Zu Eva? Wohin? Ich? Weshalb?“

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber aus den Augen des Jungen dämmerte ihm plötzlich eine Ahnung auf, daß da etwas geschehen sei.

„Also komm.“

Sie gingen hinaus, Vater und Sohn, hastig, wortlos. Und während draußen in dem kleinen Boudoir Abraham starr zu Eva's Häupten stand und der Justizrath aufschreiend an der Leiche zusammenbrach, blieb Anna in des Anwalts Zimmer, trommelte leise auf die Fensterscheiben und wartete auf sein Wiederkommen. Nie würde sie mehr hinaus zu gehen brauchen in Kälte und Glend, und das warme Nest hier gehörte von jetzt an auch ihr.

VIII.

„Gott im Himmel, das kommt jeden Tag hundertmal vor, und wenn sich da jede gleich todtschießen wollte —, das wäre ja schrecklich. Ueberhaupt todtschießen! Schon dieser Gedanke! Das ist eben dieses überspannte Zeitalter und das Romanlesen.“

Die Sache machte großes Aufsehen, natürlich. Zwei Tage sprach alle Welt darüber, acht Tage lang die Verwandten und Bekannten, dann starben andere Leute, und die hübsche Eva war vergessen.

Viele urtheilten sehr streng über sie, denn wer in solcher Weise stirbt, ist mancher harten Kritik ausgesetzt. Wollte sie Rache nehmen an dem Liebhaber, so war das eine höchst unwürdige Rache und der arme Mensch von Lieutenant von Herzen zu bedauern. Andere fanden, diese Art des Todes sei nichts als ein Knalleffekt, ein komödiantenhafter Abgang, die moderne Sucht, noch im Tode zu glänzen. Liebenswürdige Mädchen und Frauen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten noch geheimnißvollere Dinge: „Aha, wahrscheinlich deshalb.“

Sie lag ganz in Weiß, das Gesicht still, schlafend — wer sie gesehen hätte, würde gewiß nichts Böses gesagt haben. Nicht alle Freundinnen kamen, denn Todte zu sehen, ist keine Freude. Aber manche fanden sich doch ein, die eine und andere vielleicht aus Neugier. Sie brachten Blumen und meinten. Ob sie fühlten oder auch nur ahnten, daß Judas Sinnbild vor ihnen lag? Das zertretene Juda, das, auf den Gassen verhöhnt, nur mit dem Golde die Lichthöhen der Menschen erklimmen darf? Ach nein. Denn alle die da kamen, gehörten zu den Glücklichen, denen kein Klaus einen Abschiedsbrief senden wird. Und wer einmal oben steht, vergift bald die anderen.

Das Satirspiel darf hinter dem Trauerspiel nicht fehlen, und die lustige Menschheit hat an beiden die Fülle. Dazu gehören die schwarzen trauernden Herren, die den Sarg tragen und nach Schnaps duften, dazu das Trauermagazin, wo für Mennechen und die Dienstboten Kleider bestellt wurden; dazu gewiß auch jene Leidtragenden, die bei dieser Affäre noch die Börse veräußern werden. Bleibt daheim, sendet keine Kränze und keine Trauerkleider, laßt jeden Klagen und weinen für sich und laßt ihn seine Todten allein begraben!

Mögen im Leben die Drehorgeln musiziren und die Affen dazu hüpfen, nur vor dem dunkeln Schauer des Todes müßte das Grinsen aufhören. Oft fragt man sich erstaunt, wie Herr Küster K. und der Direktor des großen Leichen-transportinstituts den Muth finden, einem verweifelten Gatten oder Vater auch nur unter die Augen zu treten; und wenn der Direktor seinen Preiskatalog hervorzieht und seine Särge anpreist, seine Kutschen und schwarzen Kasse, so meint man, ganz plötzlich müsse eine unsichtbare Riesenhand ihn kräftig durchprügeln. Und hinter diesen Großen folgt die Schaar der kleinen Geier, die mit Geschwindigkeit eine Leiche wittern, ihre Dienste anbieten und mit allerlei Kniffen die Trauernden betrügen. Wer in Leid fast vergehen möchte, muß in der linken Hand das Taschentuch und in der rechten das Portemonnaie halten. Auch achte er darauf, daß er nicht versehentlich irgend jemand zehn Pfennig statt fünfzig giebt, denn dieser irgend jemand würde grob werden und den Frieden des Trauerhauses stören.

Dann dieser feierliche Pomp. Die ganze Straße hat an dem Schauspiel ihr Vergnügen. Da giebt es einen schwarzen Wagen, der, mag man ihn betrachten wie man will, ein Urding von Häßlichkeit ist. Davor vier Pferde, die im Winter wie im Sommer Decken tragen und alberne Straußensfedern auf dem Kopfe nickt lassen. Weshalb vier Herren diese zahmen und gutmüthigen Thiere an den weißen Taschentüchern führen, wird nie jem and errathen. War der Todte ein Mann von Bedeutung, so folgt ein Herr, der ein Sammelkissen mit Orden trägt, und in dem etwas trüben Satirspiel ist dieser Mann trotz seines scheinbaren Ernstes die lustige Figur. Neben den Leidtragenden geht der Pfarrer, und wenn der ein guter Mann ist, so kann er die hohle Erbärmlichkeit dieses Fruchtzuges durch seine ernstesten Worte in den Herzen der Betrühten weck machen. Von den anderen, die wie eine schwarze Schlange hinterdrein ziehen, thut man wohl, zu schweigen.

Mit all diesem Gepränge fuhr man auch Eva Simon durch die Straßen Berlins. Hinter dem folgen aber etwas wackligen Leichenwagen folgten fünfzig Kutschen, von denen einige merkwürdigerweise leer waren. Diese letzteren deuteten an, daß Herr Kommerzienrath Schneider, der Hofbankier v. Hirsch und Comp. und andere mehr den großen Anwalt ehren wollten. In der langsam fahrenden Kalesche selbst zu sitzen hatten diese Herrschaften keine Zeit, aber die freundliche Aufmerksamkeit des Equipagefunders wurde allgemein sympathisch begrüßt, und die leeren Wagen machten fast mehr Aufsehen als die anderen. Die fünfzig Kutscher langweilten sich auf dem

langen Weg schmählich, die Pferde auch, die Jnsassen erst recht. Geregelt wurde das Tempo von dem Kutscher des Reichenwagens, einem alten fetten Manne, der einmal bessere Tage gesehen hatte und stark zum Sarkasmus neigte. Hatte er einmal viele von diesen englisch rasierten Bieraffen hinter sich, die auf dem Bock ganz still sitzen mußten und mit den Peitschen nicht klatschen durften, so fuhr er ihnen zum Lort immer langsamer. Die Häuser schlichen wie Schnecken vorüber, und als an der Belle - Alliance - Brücke der dicke Mann sich mit Fleiß hinter einem Möbelwagen verfuhr und der ganze Zug anhalten mußte, wurde selbst der Pfarrer aufgeregt, denn in fünfundsiebzig Minuten hatte er die große Trauung der Baronin Trauenstein mit dem Freiherrn Nagel v. Mühlen.

Nun endlich war der Kirchhof erreicht, und viele hatten hier ihre Pflicht erfüllt, wandten um und jagten im Galopp nach Hause oder ins Geschäft.

Der Pfarrer hielt eine schöne Rede. Er hatte Eva Simon immer gern gehabt, seit er vor acht Jahren an ihr und Abraham die heilige Taufe hatte vollziehen dürfen. Das hatte großmächtiges Aufsehen gemacht, als der einst so orthodoxe Rechtsanwalt Simon zwar nicht selbst dem Glauben der Väter abtrünnig wurde, aber doch seine Kinder in eine Kirche hinüberführte, deren Anhänger in friedlicher Ruhe leben dürfen. Damals glaubte der Anwalt noch zum Himmel stürmen zu können, Schätze auf Schätze wollte er häufen, und die kleine weißgekleidete Eva sollte, wenn etwa einst ihr Herz unter den Deuten mit Stern und Wassenrock wählen würde, kein Hemmnis finden. Alles war eingetroffen. Die Knospe war erblüht, der Liebste im bunten Kleide hatte sich eingefunden, der Glaube war kein Hindernis mehr auf dem Wege zum Glück — nur eines fehlte: das Gold. Das lag vergeudet und zersplittert, in reinen Händen und schmutzigen Händen, verspielt, verthan.

Ja, mein guter Justizrath, wären wir häuslich gewesen und hätten gespart! Was brauchte die kleine Lori auf Deine Kosten die Große zu spielen! Und nicht nur die! War diese famose Ferienreise nach Spanien nöthig, deren Details nicht eben die hübschesten waren? Und die Sektbiners? Und das braune Rennpferd, das sie Dir einmal auffschwangen? Und — na genug.

(Fortsetzung folgt.)

Der Samum als geologische Kraft.

(Nach einem von Professor Dr. Walthert in der „Urania“ gehaltenen Vortrage.)

Der Samum, der heftige Wüstenwind, dessen giftiger Gewalt oft ganze Karawanen erlegen sein sollen, ist bei weitem nicht so schlimm und gefährlich, wie in Europa erzählt wird. Giftig ist er durchaus nicht, sondern nur sehr heiß und trocken, und wenn durch ihn Todesfälle hervorgerufen werden, so sind sie als Folge der starken Austrocknung anzusehen. Da er übrigens niemals dicht am Boden weht, so schützt das Niederwerfen gegen seine schädliche Wirkung. Eigenthümlich ist für ihn das Mitführen ungeheurer Mengen feinen Staubes. Doch ist auch das eine Fabel, daß Karawanen hierdurch bisweilen verschüttet wurden. Der Staub wird vielmehr durch den Wind weit fortgetragen, die leichtesten Theile aus der Wüste heraus, und in den angrenzenden Gebieten abgelagert, so daß der staubführende Wind dort für die Oberflächengestaltung der Erde maßgebend wird.

Nähert man sich der Wüste, so ist man erstaunt, alles ganz anders zu finden, als in unserem regenreichen Klima; Berge und Thäler und alle Gesteine in ihnen zeigen ein von den unserigen seltsam verschiedenes Aussehen. Bei uns wirkt die stetige Kraft des reichlich vom Himmel fallenden Wassers verwitternd auf das Gestein, das infolge dessen mit einem schmutzig - dunkeln Ueberzug versehen ist; in der Wüste dagegen zeigen die Steine eine glänzende, farbenprächtige Oberfläche, die durch kein Verwitterungsprodukt verhäult ist. In der sogenannten Kieswüste schillern die glatt und rund geschliffenen Kiesel, über die unser Fuß schreitet, in den buntesten Farben. Wenn wir uns der Felsenwüste nähern, so erscheint bei der trockenen, klaren und durchsichtigen Luft jede einzelne Zacke der Berge in einer Entfernung von 50 Kilometern scharf und deutlich; doch plötzlich erscheint die klare Luft weniger durchsichtig, ein zarter gelber Nebel läßt die Berggaden zuerst verschwimmen und allmählig verschwinden, die ruhige Luft geräth in Bewegung. Dabei bleibt die Temperatur drückend heiß, 45 Grad zeigt das Thermometer im Schatten, und die Trockenheit der Luft wird womöglich noch größer; die erschlaffende trockene Hitze, die den Geist niederdrückt und ermattet, verlangt die Ausbietung aller Energie von uns, wenn wir einigermaßen ruhig die Erscheinung des Samum beobachten wollen. Der heftiger werdende Wind führt immer stärkere Sandmassen mit sich, die in alle Felspalten dringen und diese sowie die Oberflächen der Felsen und Steine, über die sie hinfliegen, wehen. Durch die Jahrtausende lange, ständig wiederholte

Einwirkung dieser wehenden Kraft des Sandes wird die Bildung jedes Verwitterungsüberzuges verhindert, und die Steine erscheinen glatt polirt in den ihnen eigenthümlichen Farben. Allmählig läßt die Kraft des Windes nach, die Luft wird wieder klar und durchsichtig, und die ermatteten Reisenden können die Wanderung fortsetzen, bis sie die schmutzige Wasserpfütze erreichen, deren salziges, 30 Grad heißes und schlecht schmeckendes Wasser dennoch die Kräfte von neuem belebt; sie können am Abend noch an den Fuß des Gebirges gehen, um die Felsen zu betrachten, von denen der Samum ausgegangen ist.

Die Granitfelsen zeigen uns die abenteuerlichsten Formen, die wir bei uns nicht zu sehen gewohnt sind; wir sehen Höhlen in ihnen und hohe Blöcke, die durch Sprünge in Stücke getheilt sind; dabei erscheint die Oberfläche, wie schon gesagt, frisch und unzerseht, in der eigenthümlichen Farbe der sie bildenden Gesteine, des röthlichen Feldspaths, der grünen Hornblende u. a. Ein leichter Hammerschlag aber genügt, um den harten Granit in kleine Steine zu zersprengen, wobei der ganze Mineralverband aufgehoben wird, und die einzelnen von einander unterschiedenen Gesteinsarten sich sondern. Diese Erscheinung zeigt sich in gleicher Weise auf der Halbinsel Sinai und an den Nalkatarakten, wie im nördlichen Texas in Amerika. Es muß ihr also eine an den Wüstencharakter gebundene allgemeine klimatische Ursache zu Grunde liegen. Dieselbe ist auch nicht schwer zu erkennen. Tags über sind die Felsen der sengenden Kraft der glühenden Sonne ausgefetzt, so daß ihre Temperatur auf 70 Grad und höher steigt. In dieser Hitze dehnt sich die Oberfläche nicht unbedeutlich aus, und es entstehen zwischen ihr und dem Inneren starke Spannungen. Diese werden noch dadurch vermehrt, daß die einzelnen den Granit bildenden Gesteinsarten nicht in ganz gleicher Weise auf die Erwärmung reagieren; der Feldspat dehnt sich anders aus, als der Quarz, dieser anders als der Glimmer und die grüne Hornblende. Wenn dann die Sonne untergegangen ist, strahlen die Steine ihre Wärme so rasch gegen den blauen wolkenlosen Himmel aus, daß ihre Temperatur schon nach wenigen Stunden unter die der Luft herabgesunken ist. Wiederum entstehen starke Spannungen im Gestein, durch die sich die einzelnen Kristalle von einander lösen, so daß ein Hauswerk chemisch unzersehter, aber physikalisch von einander unterschiedener Kristalle entsteht, die des Windes warten, der sie davonträgt.

Weitere der Felsenwüste eigenthümliche Gebilde sind lange Felsenwände, die vielfach von Böchern durchbrochen erscheinen, so daß sich Säulengänge tief in den Stein hinein erstrecken. Da sie bisweilen Menschen als Wohnstätte gebient haben, so hat man zur Erklärung ihrer Entstehung an Menschenhände gedacht. Aber 20 bis 30 Meter hohe Säulengänge, immer wiederholt in Felswänden von Kilometer langer Ausdehnung, können wohl nur durch natürliche Kräfte geschaffen sein. Weiter bemerkten wir Steine auf einem kleinen Fuß, die durch die Wirkung des Windes oder auch durch Menschenhand in eine schaukelnde Bewegung versetzt werden. Solche Formen erklären sich durch die verwitternde Kraft des Wassers an solchen Stellen, die im Schatten liegen, an denen sich daher die Feuchtigkeit länger hält, als an der von der Sonne bestrahlten Oberfläche. Der Samum führt die verwitterten Theile fort, so daß der Fuß weiter verwittert und der Verband zwischen ihm und dem ausliegenden Felsen allmählig gelöst wird. Ist die obere Schicht härter, so entsteht eine Pilzform des Gesteins, wie überhaupt die bizarrsten Gesteinsformen in der Wüste zu Hause sind. Am häufigsten ist das Einfressen von Böchern in die Felsen. Wenige Jahrtausende genügen, um feste Felsen vollständig hohl zu machen. Bei den Mauern z. B., die die Pyramiden von Gizeh umgeben, müssen wir wohl annehmen, daß bei ihrer Aufrihtung vor 4000 Jahren feste Felsen verwendet wurden, und jetzt zeigen sie sich vollständig ausgehöhlt. Bei den geringen Regenmengen, die in jenen Gegenden fallen, sind sämtliche Gesteine noch stark salzhaltig; bei uns würden wenige Jahrzehnte genügen, um alles Salz aus den Steinen und Felsen herauszuwaschen; dort aber findet das ab und zu fallende Wasser stets reichlichen Salzgehalt vor, so daß sich starke Salzlösungen bilden, die das Innere der Felsen zersprengen. Folgen wir einer Thalschlucht ins Innere des Gebirges, dann erblicken wir bisweilen förmliche Amphitheater, so zeigen sich überall die Felsen zersprengt, gleichsam wie mit Säure geätzt. Die Felswände selbst sind überall glatt und unersteiglich; gelegentlich sind solche Thalschluchten drei Tage lang verfolgt worden, ohne daß sich ein Ende zeigte oder die Felsen ersteigbar wurden, so daß nichts übrig blieb, als auf demselben Wege zurückzukehren. Oft bemerkt man in der Ebene am Fuß des Gebirges einzelne, ganz isolirt sich erhebende Berge, die sich bisweilen zahlreich untermittelt aus der Thalsohle erheben. Man nennt sie *Démoins* oder Zengen; denn sie legen Zeugniß dafür ab, daß sich das Plateau einst so hoch erhob, wie diese Berge.

Für alle diese seltsamen, in ihren Umrisen und Gestalten uns so sonderbar anmuthenden Bildungen, Säulengänge, Pilzberge, Amphitheater, Zengenberge u. a. hat man früher die fernliegende Hypothese aufzustellen gesucht, daß sie Werke des Wassers seien, obwohl es dort in fünf Jahren kaum einmal regnet, und obwohl sich nirgends Verwitterungsprodukte zeigen. Wir sahen aber, wie sie sich ungezwungen unter Zuhilfenahme des Wüstenwindes erklären. Durch die ein- und ausstrahlende Wärme zerfällt die Oberfläche der Felsen zu einem Hauswerk verschiedener Kristalle, die im Schatten liegenden Theile verwittern langsam durch die freßenden Salzlösungen, und alle verwitterten und gelockerten Theile

werden durch den Wüstenwind fortgeblasen. Wie ein Felsen legt er die Felsen ab und reißt noch aus ihren Spalten alles Bewegliche heraus, sodaß die bizarren Formen entfliehen, die nirgends in den zu Tage liegenden Flächen die Spuren von Verwitterung zeigen. Der Samum ist aber nicht die eigentlich gestaltende Kraft, er hebt nur auf, was andere Kräfte vor ihm geschaffen und ihm in den Weg gelegt haben. Doch ist diese Abbläsung oder Deflation nicht die einzige Kraft, durch die der Samum auf die Gestaltung der Oberfläche einwirkt; die von ihm abgehobenen und mitgeführten Sand- und Staubmassen schleudert er gegen Felsen und Steine und weht und schleift diese glatt und blank; zuweilen schleift er ganz ebene Flächen an Steine an, die dann kantig erscheinen. Da die Dreizahl hierbei die häufigste ist, so nennt man alle diese Steine Dreikanter; auch bei uns in Deutschland finden sie sich als Beweis eines einst trockenen Klimas mit Sandwinden. Wenn in den Felsen weichere Schichten zwischen härteren eingelagert sind, so werden sie durch die immer wiederholte wehende Kraft des Sandes allmählig herausgerissen. Die Sphinx bei Gizeh z. B. zeigt meterlange, horizontal verlaufende tiefe Furchen, die durch Abschleifung des weicheren Kalkgesteins entstanden sind.

Wo bleibt nun aber all das Material, das der Samum beständig von der Felsenwüste abbläst und mit sich fortführt? Die schwersten Theile läßt er naturgemäß am frühesten fallen; so sinken die größeren Steine noch in der Wüste nieder und bilden die Rieswüste, in der die einzelnen Steine durch den Staub und Sand auch noch beständig abgeschliffen werden. Den Sand fährt er weiter und setzt ihn schließlich zu Sandbergen und Dünen zusammen; daß er ihn nicht gleichmäßig über die Ebene hinstreut, ist eine Folge seiner stoßweisen Wirkung. Die Sanddünen der Wüste sind von den Meeresdünen in ihrer Form merklich verschieden; sie sind stets halbmond- oder sichelartig, und die einzelnen Sandkörner werden durch den Wind oft ihren Rücken hinaufgeführt und erheben sich über ihren Kamm, der von fern gesehen förmlich zu dampfen scheint; doch fallen sie dort bald über die steile Böschung hinab.

Nun weitesten wird natürlich der feine Staub getragen. Diesen bringt der Wind ganz aus der Wüste heraus bis in die benachbarten Steppen; wenn sich dort, wo Gräser und Kräuter in großer Zahl sich vor seiner Gewalt biegen, dadurch allmählig seine Kraft verliert, dann senkt sich auch der Staub schließlich zu Boden. Jahraus jahrein wird so die Wüste rein gefegt, und die Staubmassen in den Steppen wachsen und wachsen, so daß sie schließlich mächtige Ablagerungen bilden, die wir als Lehm oder Schluff bezeichnen. Die mächtigen Schichten Chinas, zu deren Bildung Jahrtausende notwendig waren, haben zuerst zu dieser Erklärung geführt; auch in Deutschland besitzen wir Schichten, die mit den Dreikantern von einem einstmalig ganz anderen Klima, als dem heute herrschenden erzählt. Auch die in den Schichten eingeschlossenen Versteinerungen von Thier- und Pflanzenresten, die den Charakter der Steppe zeigen, beschäftigen diese Kunde. —

Kleines Feuilleton.

— Die Eichhörchen des Herzogs von Cumberland. Der Herzog von Cumberland hat seine Besitzungen in Gumbden und Umgebung, und dazu gehört auch das Jagdgebiet in Kirchham. Die Bauern dieses Dörchens behaupten nun, daß sich im Jagdreviere des Herzogs die Eichhörchen in erschreckender Weise vermehren und ihre Obstgärten sowie Waldkulturen empfindlich schädigen. Sie wandten sich daher an die herzogliche Jagdleitung um Wildschadenersatz, allein vergeblich, denn man erwiderte ihnen, das Eichhörchen sei weder nach der Zoologie, noch nach dem Jagdgebrauche ein Wild, daher gebe es hier auch keinen Wildschadenersatz. Unter der Führung des Bauers Mathias Stadthuber suchten die Bauern hierauf beim Bezirkshauptmann in Gumbden um Schutz an, und es wurden einerseits das Oberforstamt, andererseits der oberösterreichische Jagdschutzverein um ein Gutachten über die Qualifikation des Eichhorns angegangen. Das Forstamt meinte, die Eichhörchen könnten bedeutend schaden, und der Jagdherr sei daher ersatzpflichtig — der Jagdschutzverein dagegen erklärte, das Eichhörchen sei kein Wild, kein Jagdhier. Der Bezirkshauptmann richtete sich nach dem letzteren Gutachten und wies die Bauern ab. Sie rekurrierten an die Statthalterei in Linz, und diese entschied, das Eichhörchen sei ein Thier, das man nicht ohne Zustimmung des Jagdberechtigten erlegen dürfe. Die Bezirkshauptmannschaft habe wegen des Schadenersatzes Verhandlungen einzuleiten. Dagegen rekurrierte wieder der Herzog von Cumberland an das Ackerbauministerium, welches Erhebungen anordnete und dann die Entscheidung der Statthalterei zu gunsten der Bauern bestätigte. Jetzt rief die herzogliche Jagdverwaltung den Verwaltungs-Gerichtshof an. Der Vertreter des Herzogs blieb dabei, das Eichhörchen sei kein wildes Thier, kein jagdbares Wild, es sei auch nicht zu verwerthen und es entspreche auch dem ritterlichen Sport des Jagens absolut nicht, dieses Thier den Jagdhieren beizuzählen. Der Regierungsvertreter und der Vertreter der Bauern verwiesen auf den durch das Eichhörchen verursachten Schaden — in Kirchham durchschnittlich jährlich 1400 Gulden — und bestritten ferner, daß dieses Thier schussfrei sei. Der Gerichtshof erlachte auf Abweisung des Herzogs, da die Wildschaden-Ersatzansprüche prinzipiell berechtigt erscheinen. —

Kunst.

— Der Ueberschuß der Berliner Böcklin-Ausstellung wird auf 12 000 Mark geschätzt. —

Aus dem Alterthum.

— Das Grab des Themistokles scheint jetzt endlich entdeckt worden zu sein. Während man bisher annahm, daß der große Athenische Staatsmann auf der von der Einfahrt in den Piräus rechts gelegenen kleinen Landzunge, die mit dem sogenannten „Leuchthurm des Themistokles“ besetzt ist, begraben liege, hat jetzt, wie man der „Voss. Ztg.“ mittheilt, der griechische Gelehrte Jac. Dragatsis, ausgehend von einer richtigeren Erklärung einer Stelle im Diodor und des von Plutarch angeführten Grab-Epigramms auf Themistokles überzeugender nachgewiesen, daß die Begräbnisstätte auf dem Kavo-Kratali liegt. Dort fand der Gelehrte auch in der That unter einem Sockel ein Grab, in dem er Bruchstücke einer Marmorurne und verschiedener Thongefäße sowie Spuren einzelner Bronzeeräthschaften stark verwittert entdeckte. Die Entdeckung dieses Grabes bestätigt die aus der Erklärung der oben genannten Schriftsteller gezogene Vermuthung des Herrn Dragatsis, wemgleich eine absolute Sicherheit vor der Hand nicht zu gewinnen ist. Bekanntlich wurden die Gebeine des Themistokles, wie seine Biographen berichten, von seinen Freunden aus Magnesia in Kleinasien nach Griechenland übergeführt und heimlich begraben. —

Physiologisches.

t. Neue Untersuchungen über das Farbengehör. Vor einigen Wochen wurde die Aufmerksamkeit auf die merkwürdige Eigenschaft mancher Personen gelenkt, bei Tönen und Worten eine bestimmte Farbenempfindung zu haben. In der neuesten Nummer des „Lancet“ veröffentlicht Dr. Colman eine hochinteressante Studie über solches Farbengehör, in der wohl alles zusammengefaßt ist, was man bisher über diese wunderbare Erscheinung erfahren hat. Colman unterscheidet die Fälle von Farbengehör in zwei Gruppen: der einen Gruppe ist eine rohe Farbenempfindung mit dem Gehör verbunden, welche oft in einem ausgesprochenen Zusammenhange mit gewissen Tönen, Buchstaben, Musiknoten und mit dem Klang verschiedener musikalischer Instrumente steht, die Person sieht während solcher Klänge ein durchsichtiges farbiges Häutchen von regenbogenähnlicher Beschaffenheit vor sich, durch welches hindurch das Auge alle Gegenstände wahrnehmen kann. Nun giebt es aber noch eine zweite Gruppe solcher Farbenempfindungen, die noch merkwürdiger ist, indem bei der Aussprache oder der bloßen Vorstellung von Buchstaben oder geschriebenen Worten die betreffende Person jeden Buchstaben in bestimmter Färbung vor sich sieht. Die bisherigen Untersuchungen solcher Erscheinungen sprechen für die Annahme, daß es sich dabei um „Assoziirte Empfindungen“ handelt, ähnlich der Hautempfindung des Grusfels, daß von vielen Menschen beim Anblick oder Vorstellung eines Unglücksfalles, beim Berühren eines Griffels auf einer Schiefertafel oder, wie beim Schreiber dieser Zeilen, bei der Vorstellung, „Watte oder Seide zwischen die Zähne zu nehmen“, empfunden wird. Farbengehör kommt beim männlichen Geschlechte häufiger vor als beim weiblichen, ist aber weder an die höher noch an die geringer gebildeten Klassen gebunden. Fast stets stellt sich diese Eigenschaft im Kindesalter ein, und man ist daher auch auf den Gedanken verfallen, daß das Kind sich das Farbengehör dadurch aneignet, daß es die Buchstaben von einem farbigen Alphabet lernt, was aber sicher nicht immer die richtige Erklärung ist. Ein Kind mit Farbengehör hatte z. B. nach einem rothen ABC gelernt, und von den gehörten Farben war keine einzige roth; die Mitglieder einer Familie, die sämmtlich das Farbengehör besaßen und nach demselben Alphabet gelernt hatten, hatten bei denselben Lauten ganz verschiedene Farbenempfindungen. Die Farbentöne sind für jeden einzelnen Klang meist sehr bestimmt und charakteristisch, sie ändern sich auch nicht mit der Zeit und sind selten bei zwei Personen dieselben. Der Vorgang ist daher sicherlich kein physikalischer, sondern ein psychischer. An diese Farbenempfindungen reihen sich noch andere Erscheinungen, die besonders von dem Londoner Anthropologen Francis Galton untersucht und beschrieben wurden und „geistige Zeichnungen“ genannt werden können. Sie kommen in Verbindung mit der Vorstellung von Zahlen, Daten und Ereignissen vor, sind übrigens noch häufiger als das eigentliche Farbengehör. Es giebt Menschen, die das Wort „Gerechtigkeit“ nicht hören oder denken können, ohne ein klares geistiges Bild der Frauengestalt mit verbundenen Augen oder mit der Waage vor sich zu sehen. Eine andere Person konnte das Wort „Werth“ niemals aussprechen oder denken, ohne daß ihr der Siebel von dem Haupte des Professors erschien, bei dem sie Unterricht in der Nationalökonomie gehabt hatte. Solche geistige Zeichnungen sind besonders häufig in Verbindung mit Zahlen, die betreffende Person kann sich dann keine Zahl vorstellen, ohne dieselbe auf einer Tafel vor sich erscheinen zu sehen, und diese Eigenschaft bleibt dem betreffenden Menschen sein ganzes Leben lang. Besonders wunderbar ist es noch, wenn die Aussprache eines Wortes nicht nur eine dessen Buchstaben entsprechende Farbenempfindung hervorruft, sondern diese Farbenerscheinung auch eine ganz bestimmte Form besitzt. Colman hat in seinem genannten Aufsatze auf einer schönen farbigen Tafel mehrere solcher Formen abgebildet, aus denen die erstaunliche Verschiedenheit in den Mustern dieser Farbenvorstellungen hervorgeht. Es ist nicht unmöglich, daß eine bestimmte Form der Farbenempfindung bei verschiedenen Worten von der ver-

schiedenen Mundstellung abhängig, die zur Erzeugung dieser Worte nöthig ist. Solches Farbengehör kann seine Annehmlichkeit und auch seine Unannehmlichkeit für den Besizer haben. Viele Fälle sind bekannt, in denen es von Nutzen war: Zwei Sönger konnten durch die bei den einzelnen Noten empfundenen Farben erkennen, ob sie rein oder unrein sangen, ein anderer Musiker erzählt, daß er an einem Klavier einen Ton anschlugen, dann nach Hause gehen und seine Geige genau nach diesem Tone stimmen konnte, indem er an der erscheinenden Farbe genau die Höhe des Tones wieder zu erkennen vermochte. Ferner verhelfen solche geistige Bilder vielen Menschen zum Gedächtniß an gewisse Ereignisse, persönlicher oder geschichtlicher Herkunft, und erleichtern auch das Auswendiglernen. Andere Menschen wiederum beklagen sich über ihr Farbengehör. Ein Sönger z. B. sagte aus, daß er seine Beschäftigung geradezu deswegen hätte aufgeben müssen, weil ihn die dauernden Farbenempfindungen dabei zu sehr gestört hätten, er vermochte nicht einmal mehr im Gesange zu unterrichten. Ferner können solche Vorstellungen ein besonderes Hinderniß bei dem Studium theoretischer Physik und höherer Mathematik werden, überhaupt bei allen Wissenschaften, bei denen es sich um eine Abstraktion von Raum und Form handelt. Das Farbengehör scheint danach nützlich nur bei einfachen geistigen Vorgängen zu sein, für Buchstabiren, korrektes Singen, Kopfrechnen u. s. w., für schwierigere Arbeiten aber, wie für ausdrucksvollen Gesang, Komposition, abstraktes Nachdenken geradezu hinderlich. —

Medizinisches.

10. Eine antiseptische Wohnung hat sich kürzlich der Bakteriologe Dr. van der Heyden in Yokohama bauen lassen. Die Wände dieses eigenartigen Hauses bestehen aus großen Blöcken und Platten von Glas, in Metall gefaßt und luftdicht geschlossen. Nahe der Decke des oberen Stockwerkes befindet sich eine kleine Oefnung, durch welche die Luft aus den Wohnräumen nach außen gelangen kann, nicht aber von außen herein. Der Eintritt wird der Außenluft ausschließlich durch eine Röhre gestattet, die sich bis auf einige Entfernung vom Hause erstreckt und die Luft diesem erst zuführt, nachdem sie durch Watte filtrirt und durch Glyzerin sterilisirt ist. Ob der vorsichtige Mann nun wohl in diesem bakterienreinen Hause länger leben wird als andere Menschen? —

Meteorologisches.

— Der Alpenjöhn verdankt seine Entstehung einem barometrischen Minimum, und zwar einem solchen, das sich vom Südwesten Frankreichs nach Osten bewegt, während man früher annahm, daß der Jöhn in den heißen Gegenden der Sahara seinen Ursprung habe. Durch die im Umkreise des Minimums sich stets bildende Wirbelbewegung der Luft wird zunächst aus den nach Norden gerichteten Thälern die Luft herausgezogen, eine Thatsache, auf die zuerst Hann aufmerksam gemacht hat. Ferner wird im Süden der Alpen weithin die Luft in Bewegung gesetzt, so daß sie die Gebirgswände der Alpen übersteigt, ihre Feuchtigkeit niederschlägt und nun in die vorher schon ausgefogenen Thäler hineinläßt, wodurch die schon warme Luft noch heißer und trockener wird. Auch um das Gebirge herum strömt die bewegte Luftmasse, da gegenüber der Ausdehnung der Luftwirbel die Alpenkette nur ein kleines Hinderniß darstellt. In der Regel denkt man beim Alpenjöhn nur an dessen verheerende Wirkungen, an vernichtete Wälder, niedergehende Lawinen, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und anderes; aber der Jöhn ist auch ein Wohlthäter für die Alpenwelt. Er mildert das Klima, reinigt die Luft von Krankheitsstoffen, verzehet den Schnee, den er in Wasser und Dampf verwandelt. Für die oberen Alpenregionen ist er der Fröhlingspender, ohne den eine Alpenwirthschaft nicht möglich wäre. —

Technisches.

— Ein Billet-Druckapparat ist auf dem Vorort-Bahnhof, des Pariser Nordbahnhofes vor einigen Tagen in Thätigkeit getreten. Er macht die großen, unübersichtlichen Schränke mit all den Fahrkarten überflüssig. Die Reisenden, welche am Schalter eine Fahrkarte fordern, sehen die Beamtin nicht mehr im Schranke herumsuchen, vielmehr mittels dreier Handgriffe an einer bequemen Maschine die Fahrkarte vor ihren Augen herstellen. Die Fahrkarten erhalten die Bezeichnung der Abgangsstelle, die Bureau-Nummer, das genaue Datum der Ausgabe, Reiseziel, Klasse, Preis und Reihen-Nummer. Der Apparat seinerseits kontrollirt seine Zuanpruchnahme, indem er gleichzeitig mit dem Billet auf einem Papierstreifen Reihen-Nummer, Preis und Bestimmungsort druckt. Der zur Fahrkarte nöthige Karton wird der Maschine mittels Zahnrades zugeführt und in der richtigen Weise beschnitten. Die Maschine hat im wesentlichen die Form eines dreifachen horizontalen Rahmens, auf dessen Umkreis u. a. die Namen der von dem betreffenden Schalter bedienten Stationen im Relief angebracht sind; durch Drehung wird der erforderliche Name an die zum Druck erforderliche Stelle gebracht. —

— Eine neue Riesenbrücke. Gegenwärtig wird in Amerika eine Brücke gebaut, die den Hudsonfluß (North River) mit einer einzigen Spannung von 940 Metern überspannen und nach ihrer Vollendung das bedeutendste Brückenbauwerk der Welt sein wird. Das Bedürfniß einer solchen Brücke, deren Kosten auf 21 Millionen Dollars veranschlagt sind, ist aus dem gewaltigen Verkehr hervor-

gegangen, der zwischen New-York und New-Jersey stattfindet und jetzt durch Ueberschiffsboote bewerkstelligt wird, die gegen 90 000 000 Passagiere im Jahre befördern. Um diesen Verkehr über die Brücke zu führen, soll dieselbe acht, später vierzehn Eisenbahngleise erhalten. Die große Spannweite, welche das Doppelte der East-Riverbrücke zwischen New-York und Brooklyn beträgt und die in der Forth-Brücke erreichte, bisher größte Spannweite von 520 Metern weit übertrifft, ist hauptsächlich durch die Rücksichtnahme auf die wichtigen und einflußreichen Schiffsfahrtsinteressen nothwendig geworden. Die Brücke wird als eine kabelsteife Kabel-Hängebrücke gebaut, und es sind im ganzen vier Kabel vorhanden, jedes aus je 17 000—18 000 Stahldrähten von 7 Millimetern Stärke bestehend. An die Hauptöffnung schließen sich 365 Meter weite Seitendöffnungen an, so daß die Brücke zwischen der Verankerung eine Gesamtlänge von rund 2 1/4 Kilometern erhält. Die Thürme, welche die Haupt- und Seitendöffnungen trennen, werden aus Stahl gemacht und 180 Meter über dem Wasserpiegel hervortragen. Sie stehen auf mächtigen gemauerten Pfeilern, die theils bis 85 Meter Tiefe unter dem Hochwasser auf Felsen fundirt sind. Das Gesamtgewicht der Brücke wird rund 132 000 000 Kilogramm Stahl und Eisen betragen. („Tech. Rundsch.“)

Humoristisches.

— „Sellisch mit der Rechi!“ Aus Baldkirch wird der „Freiburger Zeitung“ geschrieben: Daß aus Versehen ein Bruder mit seiner Schwester am Altar getraut wird, dürfte noch nicht oft dagewesen sein. In unserem Städtchen bildet seit Sonnabend ein derartiger Fall den Gesprächsstoff, und da den Berichten von keiner Seite widersprochen wird, muß man den Vorfall, so wie er überall geschildert wird, für wahr halten: Nach der Trauung auf dem Rathhause begab sich ein Brautpaar, ein Bahnbediener und eine Bürgerstöchter, nach der katholischen Hauptkirche. Den Führer der (katholischen) Braut in der Kirche machte der Bruder der Braut; er wurde dort infolge seines ganzen Verhaltens auch für den Bräutigam angesehen, der wirkliche (evangelische) Ehemann stand im Hintergrunde. Nachdem Bruder und Schwester auch während des Segens beieinander geblieben waren und der Trauakt zu Ende war, konnten einige Zuschauerinnen u. c. Gewissen nicht bändigen: „Sell ich mit der Rechi!“ benachrichtigten sie den Pfarrer, der natürlich sofort dem Pöarrer Mittheilung machte. Der Seeliche sorgte dann alsbald für die richtige Zusammenstellung des Paares, das auf so sonderbarem Umwege in den Hofen der Ehe segelte. —

— Auch eine Bescheerung. „Na, Herr Mayer, was haben Sie denn kriegt zum Christkind?“ „Fünf Gulden hab' i kriegt — für die Uhr, die i hab' versehen müssen.“ —

Vermischtes vom Tage.

7. In Gößnitz bei Altenburg weltete ein Knecht, fünf Schnittgläser Brantwein hintereinander auszutrinken. Beim fünften Glas fiel er um und starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. —

— In Steinau a. D. hat ein siebenjähriger Knabe zwei Schulknaben, die auf dem Schleusenteiche eingebrochen und in dem tiefen Wasser bereits verschwunden waren, gerettet. —

— In Rattowitz ist der Flektyphus ausgebrochen. — In Rumburg (Nordböhmen) ist die mechanische Weberei von Julius Pfeifer vollständig niedergebrannt. Die Fabrik beschäftigte gegen 400 Arbeiter. —

— In der Kirche zu Hodimont bei Verdiers entstand infolge eines Feuerlärms eine furchtbare Panik. Mehrere Personen wurden schwer verwundet. —

— Sägemehl im Brot. In Havre wurden seit einiger Zeit häufige Klagen über schlechtes Brot laut, von dem die Leute sagten, es müsse eine Mischung von Sägemehl enthalten. Jetzt ist ein gewisser Fossat verhaftet worden, als er eben auf dem dortigen Bahnhofe eine Lieferung von 5000 Kilo Sägemehl in Empfang nahm. Es heißt, er habe diesen Handel schon seit mehreren Jahren getrieben und an 6000 Wagenladungen geschickt bereiteten Sägemehles, das er für Gröbe ausgab, aus Paris nach den nordwestlichen Departements befördert. —

— Seit acht Tagen herrscht in den Sevensen außerordentlich starker Schneefall. Fast durchgehends liegt der Schnee über einen Meter und an manchen Stellen bis zu 10 und 12 Meter hoch. Der Kirchturm des Dorfes Lachamp-Naphtal ist fast vollständig verschneit. Fünf Arbeiter einer Seidenfabrik in Lavoille, die sich verirrt, wurden todt unter dem Schnee aufgefunden. —

— In der südlichen Krim herrscht große Kälte und kolossaler Schneefall. Viele Menschen sind erfroren und eine große Anzahl Weingärten vernichtet. —

— Den Kongostaat hat für seine Verwaltung die mittel-europäische Zeit eingeführt, deren Meridian ungefähr durch die am Stanleyppool gelegene künftige Hauptstadt Leopoldville geht. —

— Der „Times“ wird aus Kapstadt gemeldet, daß sich Professor Koch's Gallen-Impfungsverfahren gegen die Kinderpest als erfolgreich erweise. —